Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wiedergelesen:

Elsbeth Pulver

Eugen Gottlob Winkler in seinen Briefen

I.

Die Begegnung mit einem Buch, das man vor vielen Jahren gelesen, erzwingt vermutlich immer einen Blick auch auf die eigene Person, auf deren frühere, eine vielleicht abgelegte, eine vielleicht nur vergessene Form. Nicht dass ich mich damals, als ich die Briefe Eugen Gottlob Winklers zum erstenmal las (deren erste Ausgabe, auf dem rauhen Papier der Nachkriegszeit gedruckt), mit diesem Hochbegabten identifiziert hätte. Die Unbedingtheit, mit der er, kaum erwachsen, sein Leben auf das Geistige ausrichtete, der Mut, den Blick ins Nichts zu wagen, mochten mich noch so faszinieren, für Wochen beunruhigen: vor den Gefahren dieser

Die Rubrik «Wiedergelesen» ist nicht eine Abteilung für Vergessenes. Es sollen darin Werke der Literatur besprochen werden, die möglicherweise in den allgemeinen und stets aufs neue genutzten Besitz übergegangen sind. Nicht mehr im Gespräch sind sie jedoch da, wo die Neuigkeiten verhandelt und die Trends bestimmt werden: auf den Literaturseiten, im Kulturressort der Massenmedien. Vielleicht wird unter den Büchern oder Gesamtwerken, die hier in unregelmässiger Folge diskutiert werden sollen, ab und zu auch eines sein, das noch vor wenigen Jahren im Gespräch gewesen ist, eine vielbeachtete, umstrittene, gepriesene Neuheit. Eine Monatszeitschrift, schon weil sie nicht ausschliesslich der Literatur gewidmet ist, kommt immer wieder in die Lage, dass sie Neuerscheinungen, auf die sie unbedingt eingehen möchte, nicht fristgerecht, nämlich in der Zeit, in der sie Aktualität haben, anzeigen und kritisch würdigen kann. Die Flut des Neueren überläuft ständig das nicht mehr ganz Neue. Hier also werden wir auch auf Werke eingehen, die vor Jahresfrist, vor einem Jahrzehnt oder noch viel früher erschienen sind. An ihnen besonders erweist sich, dass literarische Gegenwart mehr umspannt als die kurzfristige Aktualität.

Haltung war ich wohl geschützt durch die Nüchternheit, zu der man in schweizerischer Umgebung unweigerlich erzogen wird. Was mich am meisten anzog, war der tiefe, erschütternde Ernst, der aus fast allen Briefen spricht, auch wenn deren Verfasser sich immer wieder heftig gegen jene Glorifizierung des Leidens wandte, die ihm aus seiner religiösen Kindheit vertraut war. Auch die Freude, wenn es sie bei ihm gibt, hat einen dunklen Grund. Dass er als Dandy galt, um seines «Geredes» willen bewundert wurde, dass er ausgelassen sein und auf Kostümbällen Furore machen konnte, das glaubt man nur, weil er selber, sogar mit einiger Befriedigung, davon erzählt. Und dass er bei seinem frühen Tod (er beging 1936, ein Vierundzwanzigjähriger, Selbstmord) kaum älter war als ich, die damalige Leserin, wurde mir nie bewusst. In seinen Briefen wirkt er jung und alt zugleich, ein reifer Mann, der schwer an einer Verantwortung trägt, die er sich selber auferlegt. Seine grossen Aufsätze über Stefan George, Marcel Proust, August von Platen, den späten Hölderlin bekunden einen Geist, der sich souverän in der abendländischen Tradition bewegt. Man fühlt sich für Augenblicke an die Frühreife des jungen Hofmannsthal erinnert — nur müsste das, unvorstellbar, ein Hofmannsthal sein ohne die Grazie und Musikalität seiner frühen Verse und ohne die leichte Eleganz seiner Prosa. Er sei «mit einer schweren Feder behaftet», sagte Winkler von sich selbst. Behaftet — weil er mit jedem Wort behaftbar sein wollte?

II.

1912 in Zürich geboren, nahe bei Stuttgart aufgewachsen, hat Eugen Gottlob Winkler im Alter von fünfzehn Jahren seinen Vater verloren. Auch wenn er diese Erfahrung in Briefen nie erwähnt, muss sie sein Leben schwer beschattet haben. Er studierte in München, Köln, Paris, schrieb eine vermutlich beiläufige Dissertation über Klassikeraufführungen an französischen Bühnen. Mit 21 war er Doktor der Philosophie; auf das Staatsexamen, das ihm einen bürgerlichen Brotberuf erleichtert hätte, verzichtete er, unfähig, wie er meinte, zu einer geistigen Arbeit, die ihn nicht «persönlich und im innersten betraf», und zunehmend überzeugt, dass er zu einem Beruf nicht tauge und ein «Dasein von Sonntag zu Sonntag» nicht aushalten würde. Den Wunsch nach künstlerischer, nach geistiger Produktion hat er als inneren Zwang und als Verpflichtung empfunden; «Gestaltung oder Irrsinn», heisse die Entscheidung, vor der er stehe. Den Versuch, Maler zu werden, hat er, als seine Briefe einsetzen, bereits aufgegeben, das Malerauge jedoch stets behalten. Er schrieb Gedichte, die vermutlich zu Recht vergessen sind; Prosatexte, die er Novellen nannte und die doch mehr meditativer als epischer Art sind, darunter einige, die man nicht ver-

gessen dürfte, so wenig wie seine grossen Aufsätze, die ihn als bedeutenden Essayisten ausweisen.

Vielleicht war er einer der letzten grossen Briefschreiber dieses Jahrhunderts. Etwas Grosszügiges, Weitausgreifendes ist in allen seinen Texten, ist in seiner Art, mit Freunden umzugehen. Er verschenkt sich gleichsam in seinen Briefen, auch wenn er sich vorwirft, dass er zu wenig häufig schreibe. Ausführlich, lustvoll beschreibt er seine Reiseerlebnisse, ohne jede Ökonomie legt er seine Gedanken dar, manchmal fast in Abhandlungen. Dabei sind seine Briefe nicht einfach Abschnitte eines Tagebuchs; sie wechseln in Ton und Thema vom einen zum andern, und er bemüht sich auch, manchmal auf eine fast rührende Weise, auf die Lebensumstände seiner Partner einzugehen, auch auf ihre Fragen, Vorwürfe, auf Missverständnisse, die sein Wesen und seinen Lebensstil betreffen, zu antworten. Seine Briefe sind ein wichtiger Teil seines Werkes, auch wenn sie nicht literarisch stilisiert sind, ja vielleicht gerade deswegen: sie entstanden gleichsam ausserhalb des Einflussbereichs seines strengen Formwillens, der vor allem seinen frühen literarischen Texten manchmal etwas Angestrengtes gibt.

Ein bequemer Brieffreund dürfte er nicht gewesen sein. Seine Devise, sich und den andern nichts vorzumachen und sich auch nichts vormachen zu lassen, hat wohl auch bei seinen Partnern gelegentlich liebgewordene Illusionen angekratzt. Der Tod ist in seinen Briefen immer präsent, ohne Pathos und nicht angstbesetzt; er ist Teil eines Lebensplans, eine Türe, die notfalls immer offensteht, eine Türe, hinter der freilich das Nichts wartet, die Leere, von der sich Winkler zeitlebens umgeben und bedroht fühlte. Er rechnete mit einem kurzen Leben, mit einer «Galgenfrist», in der er gelegentlich erfüllte Tage als ein «Gnadengeschenk» bezeichnete. Was er auch tat und lebte, musste dem Nichts standhalten, den Tod ins Unrecht versetzen, ja besiegen. Was lag näher, als die Kunst, für die er lebte, zum Garanten des Überlebens zu machen, zum Religionsersatz zu erheben? Hätte Winkler an diesem Gedanken, den er in frühen Briefen und Texten entwikkelt, festgehalten, ihm trauen können, sein Leben wäre leichter, beschützter verlaufen. Doch hätten wir umgekehrt kaum Grund, uns noch und wieder mit seinen Briefen zu befassen, die altbekannte Apotheose der Kunst noch einmal zu lesen. Was Winklers Briefe zu einer aufregenden Lektüre macht, ist nicht zuletzt die dauernde, unruhige Reflexion der Beziehung zwischen Geist und Wirklichkeit, Kunst und Leben — wobei dem Leben immer mehr Gewicht beigemessen wird. Das machte ihn anfälliger, seine Position unsicherer: denn wie, wenn das, was er unter Leben verstand, nicht gelang?

Ein intensives «Sich-bei-Bewusstsein-spüren», ein «besonnenes Dasein», «das Valérysche Wachsein», «das Leben in ungeahnter Wirklichkeit fast gegenständlich empfinden zu dürfen»: mit solchen Wendungen hat

Winkler den Zustand umschrieben, der ihm als allein sinnvoll und beglükkend, als ein Widerpart der Leere vorschwebte. Ein hochbewusstes, kontrolliertes, geistig durchdrungenes Leben also: das Leben selbst geformt zum Kunstwerk — und damit etwas vom Schwierigsten und, wenn es misslingt, Gefährlichsten, was es gibt. Er spreche die Wörter «Reinheit, Klarheit, Helligkeit, Transparenz, Ordnung» manchmal vor sich hin wie Idole, sagt er einmal, doch seine Bemühung, «durch sein Leben aus diesen Begriffen Lebendigkeiten zu machen» sei umsonst. Die Bemerkung illustriert den Balanceakt, den der Versuch, Geist in Leben zu verwandeln, darstellt. Nach heutigem Sprachgebrauch könnte man sagen, dass Winkler in Kunst und Leben authentisch sein und bleiben wollte, und man müsste beifügen, dass er sich damit schwer tat. Spontaneität war ihm nur bei festlichen Anlässen möglich — und, vermutlich, auf Reisen!

III.

Es hat in den dreissiger Jahren wohl keinen leidenschaftlicheren Reisenden gegeben als Winkler, der hier etwas vorwegnahm, vorweglebte, was sich dann nach dem Krieg zu voller Breite entwickelte — ja er hat, vermutlich als einer der ersten, den Schrecken des kommenden Massentourismus wahrgenommen, als er, um Geld zu verdienen, als Reiseleiter organisierter Gesellschaften in die Schweiz und nach Südfrankreich fuhr. Reisen sei für ihn ein «grosses Sich-zu-Hause-fühlen», schreibt er einmal, und, verallgemeinernd: «Ich meine nämlich, dass heute der Schriftsteller beständig unterwegs sein muss ... Wenn ich richtig sehe, kommt uns die Sesshaftigkeit immer mehr abhanden — der neue Wille zu ihr, der sich zur Zeit bemerkbar macht, ist eine natürliche Reaktion darauf, die diesen Vorgang nicht mehr rückgängig machen wird ... Unser Element ist nicht mehr die Erde, sondern die Luft, unser eigentlicher Zustand ist das Schweben.»

Eine hellsichtige Diagnose der Zeit, die auch zeigt, dass der Mann des Geistes gesellschaftliche Veränderungen richtig sah und wohl mit Recht davon überzeugt war, dass er, der Aussenseiter, «für eine Reihe von Menschen paradigmatisch erlebe».

Wäre nur ihm selbst das Schweben, der Aufenthalt in der Luft besser geglückt! Ein Lebensthema wider Willen und ein Hauptmotiv in den Briefen ist das materielle Überleben. Nachdem er in der Bankkrise 1931 eine kleine Erbschaft verloren hatte, suchte er sich mit Schreiben und Gelegenheitsarbeiten durchzubringen, von Monat zu Monat, immer von der Hand in den Mund, oft mit Schulden, immer auf die Gastfreundschaft anderer angewiesen. Die Quadratur des Zirkels: er fiel zwar mit seinen grossen Aufsätzen verhältnismässig früh auf und erhielt, entsprechend, Auftrags-

arbeiten – erwies sich aber als unfähig, diese mit der linken Hand zu schreiben, so dass, was seine eigentliche Arbeit sichern sollte, diese verhinderte. Sein Wesen antworte auf jede falsche Inanspruchnahme mit einem Nein, sagt er einmal, fast apodiktisch – und er spielt sogar mit dem Gedanken, in die Tropen auszuwandern und dort auf einfachste Weise ein «geldloses Leben» zu führen, bei dem er sich wenigstens sagen könne, «dieser Tag gehört mir». Ein an Gauguin orientierter Traum, der gerade für Winkler, der auf eine wohnliche, komfortable Umgebung angewiesen und für die feineren Genüsse der Zivilisation keineswegs unempfindlich war, unerfüllbar bleiben und, falls erfüllt, in Enttäuschung hätte enden müssen? Das ändert nichts daran, dass er, auch hier, etwas vorwegnahm, was später ein öffentliches Thema, wenn auch nicht eine allgemeine Erfahrung wurde: die Ablehnung des entfremdeten Lebens, die Sehnsucht nach dem Ganzheitlichen, der Aufhebung der Grenzen «zwischen dem täglichen profanen und dem geistigen Leben. «Zwei Essays im Jahr, und ich lasse mit mir reden», schreibt er in seinem letzten Lebensjahr (und wusste doch, dass unter dieser Voraussetzung niemand «mit ihm reden» würde): in Ablehnung aller Ansprüche von Leistung, Effizienz, äuserer Geltung. Ein Radikaler mit unauffälligem Benehmen; eine stille Provokation seiner, vielleicht jeder gesellschaftlichen Umgebung.

IV.

Ob dieser höfliche Radikale den Gegnern des Nationalsozialismus zuzurechnen sei, oder ob er zu den ewigen Eskapisten gehöre, die in Zeiten der Gefahr in die vermeintliche Bastion der Schönheit und des Geistes ausweichen, solche Fragen sind gestellt und mit wechselndem Vorzeichen beantwortet worden. Richtiger wäre wohl die Frage, ob er, auf indirekte Weise, ein Opfer der Diktatur wurde, und nicht nur, weil Angst vor einer vermuteten Verhaftung der letzte Anlass zu seinem Selbstmord war.

Winkler war gewiss ein unpolitischer Mensch, falls man damit einen meint, der nicht in den gebräuchlichsten politischen Kategorien denkt: weltfremd oder zeitfremd war er nicht! Man muss die Briefe des Einundzwanzigjährigen aus dem Jahr 1933 lesen, nicht nur, um ihm gerecht zu werden, sondern auch, um seine Pläne zur Lebensgestaltung, seine frühe berufliche Resignation zu verstehen. So klar wie dieser «Unpolitische», erkannten die meisten der «politisch» denkenden Geister die Lage nicht! Er liess sich auch hier nichts vormachen, hegte keine Illusionen darüber, dass der Spuk bald vorbei sein könnte; er wusste, was eine Bücherverbrennung bedeutet, auch für jene, deren Bücher nicht im Feuer sind. Sein Verzicht auf berufliche Pläne wurde offensichtlich wesentlich verstärkt durch die Einsicht, dass für einen wie ihn kein Platz mehr war. «Die Geistesfrei-

heit wird in nächster Zeit noch mehr gedrosselt werden. Das ist es. Die vollständige Aussichtslosigkeit, je einmal zu wirken.» Winkler war kein Mann des offenen Widerstands; dennoch fiel er auf, als ob der herrschende Antigeist in ihm den widerstrebenden, den unvereinnehmbaren Geist gewittert hätte. Schon 1933 war er — auf Grund einer läppischen Denunziation durch ein Kind — verhaftet und nur wegen Mangel an Beweisen nach einer Woche wieder freigelassen worden; dies war die Ursache eines ersten Selbstmordversuchs und einer dauernden Verängstigung des Sensiblen, dem seine Angst ja nicht Gespenster, sondern die Wirklichkeit zeigte. Als im Oktober 1936 in der Nähe der Villa Thomas Manns seine Personalien aufgenommen wurden, reagierte er radikal und, wie man sagt, in Panik; er starb an einer Überdosis Veronal.

Seine Briefe aus dem letzten Lebensjahr bekunden zunehmend Trauer, Hoffnungslosigkeit, was die berufliche Zukunft angeht — aber auch, kontrapunktisch dazu, Glück und neue Hoffnung durch die Begegnung mit einer jungen Frau, eine Liebe, die er so ernst nahm wie alles, und der er, wie früher der Kunst, die ganze Last eines möglichen Lebenssinnes auflud. («Das einzige, woran wir uns halten können, ist nur noch die Liebe zwischen Mann und Frau.») Seine Liebesbriefe gehören zu den schönsten und quälendsten — beides, weil er seine Partnerin ernst nahm und sie weder mit seinen Zweifeln noch mit seiner Verzweiflung verschonte. Es entstanden, wohl aus äusseren Gründen, wenig dichterische Texte in diesem Jahr; doch befindet sich seine schönste, unangestrengteste Prosa «Die Insel» darunter und der grossartige Aufsatz über den späten Hölderlin. Es fällt schwer, in diesen letzten Texten ein unvermeidliches Ende zu sehen; gerade diese späte Prosa könnte auch ein Anfang sein, hätte der Autor im Leben eine Zukunft gehabt. Winkler ist nicht als ein Frühvollendeter gestorben, eher um seine Vollendung gebracht worden. Von uns hängt ab, ob nun wenigstens sein Werk eine kleine Zukunft hat.

Werke und Briefe von Eugen Gottlieb Winkler (1912—1936) sind greifbar in einer schönen Ausgabe des Schneekluth Verlags, München, aus dem Jahr 1985 *(Eugen Gottlob Winkler, Die Dauer der Dinge. Dichtungen, Essays, Briefe. Herausgegeben von Heinz Piontek, Heinz-Dieter Gödecke, Jutta Lütten)*. Und zwar so, wie es im heutigen Zeitpunkt für einen Autor wie Winkler allein sinnvoll ist: nämlich in Auswahl. Die Gedichte sind weggelassen, wohl zu Recht, die Prosa ist mit den wesentlichen Texten vertreten. Über die eine oder andere Auslassung mag man sich streiten, wichtiger ist, dass auch eine glückliche Auswahl von Briefen dabei ist, darunter bisher unbekannte. Eine umfassendere Briefausgabe wäre wünschbar. Heute muss man sich noch auf die Erstausgabe stützen: *Briefe 1932—1936, hrsg. von W. Warnach, K. Rauch Verlag, Bad Salzig 1949.*

Ramuz auf deutsch

Im Herbst 1986 gab der Limmat Verlag, Zürich, zwei wichtige Werke von *Charles Ferdinand Ramuz* neu heraus, nämlich den noch zum Frühwerk gehörenden *«Samuel Belet»* in der vorzüglichen Übersetzung von Yvonne und Herbert Meier und *«Farinet oder das falsche Geld»* in der ausgezeichneten Übertragung von Hanno Helbling.[1] Es ist bemerkenswert, dass der Limmat Verlag, der besonders bekannt ist für brisante Publikationen zu Gesellschaftsfragen, durch diese beiden Neuauflagen der Aktualität Ramuz' Rechnung trägt. In *«Samuel Belet»* zeichnete der grosse Westschweizer Autor die langsame und schmerzliche Entwicklung eines jungen Menschen, der durch den Tod der Mutter in soziale Abhängigkeit gerät und durch den Verlust einer wesentlichen menschlichen Beziehung zum eigenwilligen Einzelgänger wird, der sich erst im reiferen Alter einen Platz unter seinen Mitmenschen zu schaffen vermag und erst allmählich sein persönliches Schicksal wie auch das Leben an sich bejahen kann. Anhand der Lebensgeschichte Samuel Belets werden auch die Problematik der sozialen Ungleichheit, ja der Ausbeutung des einzelnen in einer patriarchalisch geordneten Gemeinschaft sowie klassenkämpferische Umtriebe in Paris vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges angetönt. In der Person Farinets zeichnete Ramuz den völlig Unangepassten, der zugunsten seiner Unabhängigkeit, seiner persönlichen Werte auf ein geordnetes Leben inmitten der andern verzichtet. Ausschlaggebend für den einschneidenden Bruch, der in diesem Werk zur Katastrophe führt, ist indessen auch hier ein unsinniger Wunsch nach einer nicht erfüllbaren Beziehung. Farinet ist wie kaum eine zweite Figur Ramuz' losgelöst von gesellschaftlichen Konventionen oder demütigenden, einengenden Regelungen und Gesetzen. Ramuz wollte seine Personen als freie Individuen, weder bestimmt durchs gesellschaftliche Machtspiel noch determiniert durch allgemein verbindliche künstliche Konventionen. Sie sind nicht die Gefangenen eines bürgerlichen Beziehungssystems, sondern einzig konfrontiert mit innerer und äusserer Natur. Wie die Könige Racines, schreibt er in *«Bedürfnis nach Grösse»,* sind sie frei von gewissen gesellschaftlichen Notwendigkeiten, um frei zu sein von jeglicher zufälligen Gesellschaftsform und um sich ungehemmt von äusseren Bindungen ihren menschlichen Leidenschaften hingeben zu können. In metaphysischer Hinsicht sind sie allein der Schicksalsmacht der Naturgesetze ausgeliefert. Die bürgerlichen Kriterien der Moral, der Psychologie, Politik oder des Rechts gelten nicht für sie. *«Wir sind geschoben, wir sind geschoben»,* sagt Lambelet, eine Nebenperson in *«Samuel Belet»,* und seine Worte wirken wie ein hilfloser, fast sprachloser Kommentar angesichts der naturgegebenen Notwendigkeiten, des innern und äussern Zwangs, aber auch der schöpferischen Impulse, von denen sich die Personen Ramuz' leiten lassen. Ihr Schicksal ist von universalen menschlichen Grundgegebenheiten und -situationen gezeichnet wie Liebe,

Tod, eine lebensspendende Beziehung oder deren zerstörerischen, tödlichen Bruch.

Die beiden Romane, die dem deutschsprachigen Leser nun wieder zugänglich sind, wirken auch in ihrer äussern Erscheinung, die bewusst an die Tradition der gediegenen französischen Broschur erinnert, sehr ansprechend, und auch die Holzschnitte von Peter Emch auf dem Titelblatt evozieren die Welt Ramuz' treffend. Um es aber gleich vorweg zu nehmen: die beiden Publikationen des Limmat Verlags sind nicht neue Adaptionen, sondern Einzelauflagen der grossen sechsbändigen Ausgabe des Huber Verlags, Frauenfeld, die etwa zwei Drittel des Gesamtwerks Ramuz' umfasst. Trotz starker Nachfrage hatte Huber jedoch nicht das Recht, die Romane einzeln zu edieren. Erst 1982 indessen konnte er *«Aline»* neu auflegen, 1986 erschien bei Ullstein *«Die Schönheit auf der Erde»*. Die grosse Ausgabe des Huber Verlags, die 1972, im 25. Todesjahr des Autors begonnen und schon 1978, in seinem 100. Geburtsjahr, beendet wurde, umfasst nicht nur die wichtigsten Romane, sondern auch autobiographische Werke, einige Novellen und Essays. Das Unternehmen wie auch die einzelnen Übersetzungen wurden bereits bei ihrem Erscheinen gebührend gewürdigt. In den Bulletins der Fondation Ramuz z.B. wurde jeder Band mit grosser Genugtuung zur Kenntnis genommen. Die Ausgabe wurde von Werner Günther betreut, der die Einleitung wie auch zu jedem Band ein Nachwort geschrieben hatte. In der Einführung erwähnte der Herausgeber die Verdienste des Übersetzers Guggenheim, wies aber darauf hin, dass gewisse Modernisierungen nötig gewesen seien. Zudem hätten die früheren Übertragungen auf Erstausgaben beruht, während Ramuz seine Werke für die definitive Ausgabe seines Freundes und Verlegers H.L. Mermod (1940—1941) nochmals überarbeitet hätte. Dies mag auch ein Grund sein, weshalb Guggenheim gelegentlich Ungenauigkeit vorgeworfen wurde. Die Vorlage der neuen Übertragungen war indessen die Ausgabe der Editions Rencontre, Lausanne, 1967—1968, die Gustave Roud und Daniel Simond betreut hatten. Die Editions Rencontre hatten schon zu Beginn der fünfziger Jahre Ramuz neu aufgelegt, und von 1973—1975 nochmals eine fünfbändige Dünndruckausgabe publiziert. Alle diese Ausgaben, wie auch einzelne Bände der Huber-Ausgabe sind vergriffen. Seit mehreren Jahren gibt zwar der Verlag *«Plaisir de lire»* das belletristische Werk Ramuz' in regelmässigen Abständen neu heraus, während die Editions de l'Aire, Lausanne, das Tagebuch und die Essays neu auflegten, doch eine vollständige Ausgabe der Werke Ramuz' gibt es auch auf französisch nicht mehr. Um so verdienstvoller war deshalb das Unternehmen des Huber Verlags, das von einem ganzen Team von Übersetzern geleistet worden war. Neben Yvonne und Herbert Meier und Hanno Helbling, der mit der Übersetzung von acht Romanen, die gleich zwei Bände füllten, weitaus den grössten Beitrag gestiftet hatte, wirkten auch Elisabeth Brock-Sulzer, Margrit Huber-Staffelbach, Trude Fein, Heide Bucher und Hugo Loetscher zum guten Gelingen mit.

Deutsche Übertragungen Ramuz' waren indessen schon ziemlich früh erschienen. Bereits 1921 hatte Albert Baur unter Mitwirkung Ramuz' im Rheinverlag Basel und Leipzig den Band Novellen *«Die Sühne im Feuer»*

und die Romane *«Das Regiment des Bösen»* (übersetzt von Emil Wiedmer) und *«Es geschehen Zeichen»* herausgegeben, die alle vom Orell Füssli Verlag, Zürich, Leipzig und Berlin, übernommen und 1926 mit *«Ein Dichter kam und ging»* (übersetzt von Albert Baur) ergänzt wurden. In den 30er Jahren wurden diese Bände vom Rascher Verlag, Leipzig, Zürich, Stuttgart, neu aufgelegt. Schon diese frühen Übersetzungen zeugen von sprachlicher Qualität und werden den sprachlichen Neuerungen, den stilistischen Wagnissen oder vielmehr der neuartigen Wiedergabe der dichterischen Schau Ramuz' durchaus gerecht, so dass frühe Kritiker ihn z.B. mit Hodler verglichen oder von ganzen Wortblöcken sprachen, die mit Elementargewalt in die beschauliche traditionelle Sprachlandschaft eindringen. Das Störende bei den frühen Übersetzungen sind allein einige mundartliche Ausdrücke, die heute zum Teil nicht mehr gebräuchlich sind wie *«herbsten»* für *«ernten»*, «Kratten», «Karst» usw. Die *NZZ* betrachtete die Nachdichtung Albert Baurs als überaus gelungen, auch die *«Basler Nachrichten»* äusserten sich sehr positiv, bedauerten aber, dass die Werke Ramuz', die im Reich draussen Begeisterung und grossen Absatz gefunden hätten, bei uns noch viel zu wenig bekannt seien. So hatte z.B. der Mannheimer Generalanzeiger Ramuz den grossen unbekannten Dichter genannt, dessen Werke, Dichtungen von grandiosem Ausmass, weit verbreitet sein müssten. Tatsächlich lag ausser den genannten Werken nur noch Hans Reinharts Übertragung der *«Geschichte vom Soldaten»* (Zürich, 1924) in deutscher Übersetzung vor. Genau zu diesem Zeitpunkt setzte indessen die unermüdliche, hingebungsvolle Tätigkeit von Werner Johannes Guggenheim ein, der in nahezu zwanzig Jahren an die zwanzig Werke Ramuz' ins Deutsche übersetzt hatte. Schon seine ersten Publikationen, *«Sonderung der Rassen»* und *«Das grosse Grauen in den Bergen»*, die beide 1927 in Leipzig erschienen, beweisen, dass ein ausgezeichneter Übersetzer am Werk war, der Ramuz' Stil sehr gut traf, sowohl bei der Wiedergabe der kargen Dialoge wie auch der Bergwelt, in deren immenser Grösse der Mensch sich verliert und die doch eine Ordnung erkennen lässt, in der jedes Ding und jedes Lebewesen seinen ihm zustehenden Platz einnimmt. In nichtabbrechender Folge erschienen nun 1930 *«Die Wandlung der Marie Grin»* (*«La Guérison des Maladies»*, Union, Stuttgart), 1931 *«Die Schönheit auf Erden»* (Union, Stuttgart), 1932 *«Hans Lukas der Verfolgte»* (Basel, Verein Gute Schriften) und *«Farinet oder das falsche Geld»* (Piper, München), 1933 *«Eine Hand»* (Rascher), 1935 *«Der Bergsturz»* (*«Derborence»*, Büchergilde Gutenberg Zürich, Wien, Prag; 1936, Piper; 1939, Rascher), 1936 *«Ein Bursche aus Savoyen»* (Büchergilde Gutenberg), 1938 erschienen *«Krieg im Oberland»* (Schweiz. Druck- und Verlagshaus, Zürich) und *«Bedürfnis nach Grösse»* (Verlagsbuchhandlung Stauffacher, Zürich), 1939 *«Wenn die Sonne nicht wiederkäme»* (Humanitas Verlag, Zürich) und *«Paris, Aufzeichnungen eines Waadtländers»* (Büchergilde Gutenberg), 1940 *«Aline»* (Rascher), *«Entdeckung der Welt»* (Büchergilde Gutenberg) und *«Gesang von den Ländern der Rhone»* (Morgarten-Verlag, Zürich), 1941 *«Aimé Pache, ein waadtländischer Maler»* (Humanitas Verlag), 1942 *«Samuel Belet»* (Steinberg Verlag, Zürich) und *«Das Dorf in den Bergen»*

(Morgarten-Verlag), 1943 *«Adam und Eva»* (Steinberg Verlag) und 1945 schliesslich *«Aufstand in der Waadt»* (*«La Guerre aux papiers»*, Gute Schriften Bern). Viele dieser Übertragungen kamen auch bei andern Verlagen heraus, hier sind meist nur die Erstausgaben erwähnt.[2]

Allein diese prosaische Aufzählung zeigt, wieviel der deutschsprachige Leser Guggenheim zu verdanken hat. An dieser Stelle seien aber auch neben Albert Baur Hedwig Wurzian, Ferdinand Hardekopf und Rudolf Weckerle als Übersetzer von Novellen erwähnt. Eine gute Auswahl gab z.B. Elisabeth Brock-Sulzer unter dem Titel *«Pastorale»* heraus (Diogenes, Zürich, 1963). Von besonderer Wichtigkeit war die Übersetzung des Tagebuchs, die von Elisabeth Ihle und Ferdinand Hardekopf besorgt wurde (Steinberg, 1950, und Huber, 1982). Erwähnt seien schliesslich die beiden eindrücklichen und sehr schön illustrierten Bände *«Das Waadtland»* (aus dem Französischen von Hans Grossrieder, Lausanne, 1943, und Zürich, 1954) und *«Wallis»* (übersetzt von Titus Burckhardt, Basel, 1943) sowie *«Mass des Menschen»* (*«Taille de l'Homme»*), übersetzt von Ferdinand Hardekopf, Büchergilde, 1949) und *«Erinnerungen an Igor Strawinski»* (übersetzt von Leonharda Gescher, Suhrkamp, 1953 und 1979).

Den Übersetzern Ramuz' stellt sich keineswegs nur die Aufgabe, einen Inhalt sinngemäss wiederzugeben, denn für Ramuz ist die eigentliche Aussage im Ton enthalten, der durch seine Suggestivkraft die Tragik menschlichen Daseins, ein weites Umfeld menschlicher Bezüge sowie unser Ausgeliefertsein an die Welt, die uns herausfordert und prägt, spürbar machen soll. Weder der äussere Gegenstand noch die Handlung — Ramuz beteuerte immer wieder, es fehle ihm an Erfindungsgabe, *«invention»* —, ja nicht einmal der Stil sind wichtig, sondern der geistige Gehalt, der tiefere Sinn eines Dinges. Die Erfindung dürfe nicht beim Thema liegen, sondern in der Art, wie dieses wiedergegeben werde. Sie sei im *Ton* enthalten, in der *Wahl,* im Bild oder in der Bewegung des Satzes, lesen wir schon in der Tagebucheintragung zum 23. Oktober 1905. Und am 11. April 1908 notierte er, die Echtheit des Werkes dürfe nur in der Einheit des Tones gesucht werden, den man etwa mit *«allgemeinem Gefühl»* (*«sentiment général»*) definieren könne. Könne der Ton aufrechterhalten werden, sei auch die Einheit gefunden. Und in der Eintragung zum 14. April 1908 lesen wir, der Ton sei gefunden, wenn die innere Schau völlig realisiert sei. Schon während der Niederschrift von *«Aline»* hatte Ramuz notiert, er möchte zur *«reinen Empfindung»* gelangen (28. April 1905), nur mehr evozieren, nicht mehr beschreiben und auch nicht davor zurückschrecken, Syntax und Grammatik zu zertrümmern zugunsten der Ausdruckskraft. Er strebt nicht eine analytische oder psychologisierende Darstellung an, sondern vielmehr ganzheitliches Erfassen seines Gegenstandes. *«Nicht anschauen, sondern sehen. Nicht sehen aufgrund einer Idee, d.h. sich dokumentieren, sondern die Idee entstehen lassen aus der Schau, wie den Funken aus dem Kieselstein»* (12. März 1908). Dieses Ziel bedingt eine schmerzliche Dialektik von innen und aussen, die sein frühes Tagebuch durchzieht, denn einerseits muss er von der Aussenwelt geradzu aufgesogen werden, um der innern Unbeweglichkeit zu entrinnen, anderseits muss er

der äussern Realität, um seinem Bedürfnis nach Authentizität zu genügen, seine eigene innere Schau des Gegenstandes entgegenhalten. Davon zeugen immer wieder die Präzision und Bildhaftigkeit seiner Metaphern, die ganz in der sinnenhaft erlebten Wirklichkeit verhaftet sind und diese doch unter einem ganz neuen Gesichtspunkt erscheinen lassen. Aus seinen Werken möchte er alles Anekdotische ausschliessen, um bis zu einer universellen menschlichen Situation, zu universellen Grundgegebenheiten des Daseins vorzustossen. Das Beispiel der Reduktion der Wirklichkeit bei Cézanne war für ihn wie eine Offenbarung.

Diese Hinweise lassen die Verdienste der Übersetzer Ramuz' noch stärker hervortreten. Die Schlichtheit der Übertragung des *«Samuel Belet»* trifft denn auch genau den Ton, in dem Samuel Belet aus seiner persönlichen Schau heraus sein Leben erzählt, wobei seine Erfahrungen mehr und mehr an Tiefe und Aussagekraft gewinnen. Yvonne und Herbert Meier wie übrigens schon Guggenheim haben es sehr gut verstanden, die Expressivität der ruhig fliessenden Handlung und des schlichten Erzähltons zu wahren.

Ganz im Gegensatz zur linearen Erzählform des *«Samuel Belet»* ist *«Farinet oder das falsche Geld»* dramatisch bewegt, die Perspektive ändert sich oft. Seit seinem *«Adieu à beaucoup de personnages»* (1914) wollte Ramuz weniger isolierte Einzelschicksale darstellen, sondern stets ein ganzes Kollektiv mit in die Handlung einbeziehen. Die Übersetzung von Hanno Helbling trägt der Bewegtheit von *«Farinet»* ausgezeichnet Rechnung. Sein lebendiger Rhythmus, seine sprachliche Wendigkeit, gelegentlich auch parataktische Kürzungen geben die Prägnanz der Sprache Ramuz', ihre eigenwilligen Satzkonstruktionen, ihre Bildhaftigkeit und Direktheit mit grosser Spontaneität wieder.

Dass sich beide Werke im Ton stark unterscheiden, ist bestimmt auch ein Hinweis, dass die Übersetzer den Ton der Originale bewahrt haben, die uns auch zeigen, was für eine bedeutende Entwicklung Ramuz zwischen 1913, dem Erscheinungsjahr von *«Vie de Samuel Belet»*, und 1932, dem Erscheinungsjahr von *«Farinet ou la fausse monnaie»*, zurückgelegt hat.

Marianne Ghirelli

[1] Charles Ferdinand Ramuz, «Samuel Belet», übersetzt von Yvonne und Herbert Meier. «Farinet oder das falsche Geld», übersetzt von Hanno Helbling. Limmat Verlag, Zürich 1956. — [2] «Wenn die Sonne nicht wiederkäme», übersetzt von Werner Johannes Guggenheim. Neuausgabe Unionsverlag 1986.

Hinweise

Alte und neue Kontroversen

Im August 1985 fand in Göttingen ein internationaler Germanistenkongress unter dem Thema «Kontroversen, alte und neue» statt. Die Ansprachen, Plenarvorträge, Koreferate und Berichte sind jetzt im Druck erschienen, und zwar füllen sie elf Bände. Die Heerschau der Literaturwissenschaftler hat stattgefunden, die Methodenpluralisten und die Textlinguisten, Vertreter einer «subjektdezentrierten» Literaturgeschichtsschreibung, Gattungsgeschichtler und Vertreterinnen feministischer Literaturbetrachtung traten in Göttingen ans Pult und sehen nun im Druck festgehalten, was sie dort vorgetragen haben. Dankenswert ist es gewiss, diese überreiche Ernte in eigens dazu geschaffene Vorratsräume gebracht zu haben. Nur — wer denn soll das alles lesen? Manches ist von grossem Interesse nur schon seinem Titel nach. Ein Band zum Beispiel widmet sich all den Beiträgen, die den Themen «Formen und Formengeschichte des Streitens» und «Der Literaturstreit» gelten. Die Auseinandersetzung «Traditionalismus und Modernismus» ist untersucht und dargestellt, das Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft mehrstimmig erörtert worden. Literatur zwischen Bildungsexklusivität und Volkstümlichkeit, Historisches und Aktuelles — es kommt alles vor. Man fragt sich, wieviel davon die Teilnehmer des Kongresses seinerzeit mitbekommen konnten. Jetzt haben sie die Vorträge in schönster Broschur beisammen: Die Bände 2—11 enthalten insgesamt 329 Referate, der erste Band die Ansprachen zur Eröffnung und die Plenarvorträge. Der Kongress hat in 23 Foren getagt, ausserdem gab es Arbeitsausschüsse und schliesslich Diskussionsrunden, deren Ergebnis aber nicht mehr für den Druck berücksichtigt werden konnte. Ein Arbeitsinstrument, ein aktueller Überblick über den Stand der Literaturwissenschaft wenigstens in Streiflichtern. Herausgeber: *Albrecht Schöne* und mehrere andere Germanisten für einzelne Bände *(Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1986).*

Grotowski und sein Armes Theater

Texte, die für die neuere Theatergeschichte von grösster Bedeutung sind, seit sie 1968 zum erstenmal veröffentlicht wurden. Die erste Ausgabe in deutscher Sprache erschien 1969. Erst jetzt liegt eine revidierte und teilweise neu übersetzte (Frank Heibert) Ausgabe des Buches vor, das — obgleich für die Theaterausbildung und für das Verständnis neuerer Bewegungen auf dem Gebiet des szenischen Spiels unverzichtbar — seit Jahren vergriffen war. Sie enthält eigene Texte des Jerzy Grotowski, Interviews mit ihm, Bilder und Zeichnungen, die insgesamt seine Methode und im Detail auch sein Training für Schauspieler erläutern. Grotowski ist 1933 im polnischen Rzeszow geboren, hat 1959 sein Theaterlaboratorium gegründet, das zuletzt in Breslau angesiedelt war. Er wurde zum international bekannten und berühmten Theaterlehrer. Mehr als seine wenigen Inszenierungen strahlten seine Arbeit mit Schauspielern, seine Experi-

mente, seine Trainingsmethoden aus. Er betrieb die Arbeit mit Schauspielern als Forschung, er untersuchte die Natur der Schauspielkunst, indem er sie gleichsam wissenschaftlich auf geistige, körperliche und emotionale Komponenten untersuchte. Peter Brook, der zu seinem Buch ein Vorwort geschrieben hat, sagt darin, es gebe seines Wissens niemand auf der Welt seit Stanislawski, der die Natur des Schauspielens so tiefgreifend und vollständig erforscht habe wie Grotowski.

Die Neuausgabe, die hier anzuzeigen ist, enthält Brooks Vorwort, dann Texte von Grotowski selbst und Interviews mit ihm, ferner Beiträge des Dramaturgen Ludwig Flaszen, Aufzeichnungen von Schaupsielern, Skizzen und viele Photos. Eine notwendige Neuedition. *(Orell Füssli Verlag, Zürich und Schwäbisch Hall 1986.)*

Martin Heidegger – Erhart Kästner, Briefwechsel

Erhart Kästner, der Bewunderer Gerhart Hauptmanns und Verfasser einer Reihe von Griechenlandbüchern, war ein Verehrer des Philosophen Heidegger. Als Heidegger 1950 in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste «Über das Ding» einen Vortrag hielt, war Kästner hochbeglückt, schrieb einen Bericht darüber für die Zeitung und nahm den Kontakt mit dem Philosophen auf. Der Briefwechsel zwischen dem Bibliothekar und Schriftsteller und dem Denker von «Sein und Zeit» ist jetzt von *Heinrich W. Petzet* im *Insel Verlag* herausgegeben worden. Zwei Prosastücke, jedenfalls längere Briefe, bilden den Höhepunkt des Zwiegesprächs. Heidegger schreibt «Ein Wort zu Hölderlins Dichtung», Kästner Meditationen über den Berg Athos unter dem Titel «Zu Fuss.»

Bibliothek der Alten Welt

Die antike Weltgeschichte in christlicher Sicht, wie sie *Paulus Orosius* aufgezeichnet hat, ist in der zweibändigen Ausgabe übersetzt und erläutert von *Adolf Lippold* abgeschlossen Die Einleitung zum ersten Band schrieb Carl Andresen. Orosius hat seine sieben Bücher im Auftrag des Augustinus verfasst, eine von den Anfängen bis 416 nach Christus reichende Weltgeschichte, die besonders noch im Mittelalter viel gelesen wurde. Ebenfalls in der Bibliothek der Alten Welt ist der dritte Band der *Römischen Geschichte des Cassius Dio* erschienen. Die Ausgabe in der Übersetzung von *Otto Veh* ist auf fünf Bände geplant, von denen der letzte ein Gesamtregister enthält. Der vorliegende dritte Band umspannt die Zeit von Cäsars Ermordung bis zur Schlacht bei Actium *(Artemis Verlag, Zürich).*

Ein Tagebuch in Briefen an die Mutter

Von 1943 bis 1975 reicht dieser Bericht aus Briefen, die *Alfred Andersch* an seine Mutter geschrieben hat. Es beginnt mitten im Krieg, dokumentiert die Zeit, in der Andersch eingezogen wurde, enthält Briefe aus Dänemark und Italien und dann aus dem Gefangenenlager in den Vereinigten Staaten. Mitteilungen zur Biographie erblickt der Herausgeber *Wilfried Stephan* mit Recht in diesen Briefen an Hedwig Andersch. Sie zeigen den Autor privat, in seinen Berufssorgen auch, immer aber in treuer Zuwendung (*Diogenes Verlag, Zürich 1986).*